II 9
827

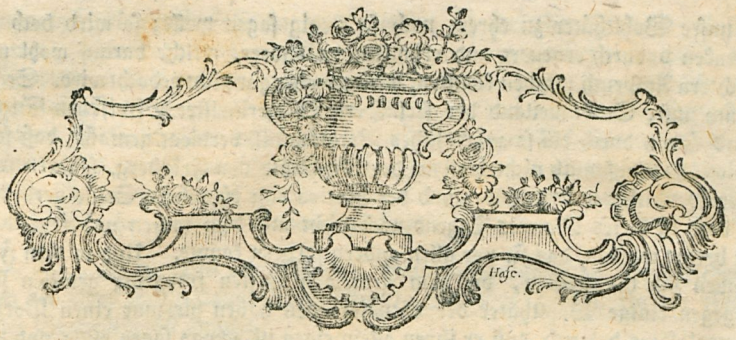
Von
Unterstützung der Studierenden
durch Stipendien.

X 2313040

Das Andenken
des
Richterischen Gestiftes
durch die gewöhnliche
Gedächtnißrede
zu erneuern,
zu deren Anhörung mit schuldiger Ergebenheit
einladet
M. Daniel Gotthold Joseph Hübler,
Conrector.

Freyberg,
mit Barthelischen Schriften.

BIBLIOTHECA PONICKAVIANA
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)



Diejenigen feyerlichen Redeübungen, wodurch unsre Schule gegen einige Wohlthäter der studierenden Jugend ihren Dank zu erweisen sucht, scheinen bey dem ersten Anblicke eine sehr geringe Ehrenbezeugung, kaum der Schatten einer Vergeltung für ihre Großmuth zu seyn. Denn dabey ist gar keine äußerliche Herrlichkeit, kein Glanz, der die Sinne reize, nichts daß die Seele in ungewöhnliche Bewegung setzen könne. Der Ort der Feyerlichkeit, die düstre Schule, ist nicht im Stande festliche Gesinnungen einzuflößen. Die Redner, ungeübte Jünglinge, wie können die solche Verdienste durch ihr Lob würdig ehren? Die Einladungsschrift hat das Verdienst des Wohlthäters nicht weiter zum Gegenstande, als daß sie es erwähnt; und wird, wenn auch das nicht wäre, wenig gelesen und bald vergessen. Wer wollte also wohl begierig seyn, auf solche Weise nach seinem Tode geehrt zu werden?

Dem ungeachtet findet sich doch bey näherer Betrachtung der Sache, daß selbst durch diese wenig geachtete Feyerlichkeit demjenigen, zu dessen Andenken sie angestellt ist, eine nicht ganz unbeträchtliche Ehre erwiesen wird. Jedes öffentliche Geständniß der Wohlthat, es geschehe von noch so unberedten Lippen, ist wahre Ehre des Wohlthäters. Das ist es um so viel mehr, wenn es vor einer Menge ansehnlicher Personen abgelegt wird, die davon Zeugen abgeben, wie in dem gegenwärtigen Falle. Das ist doch nicht so gar unbedeutend, daß so viele der angesehensten Männer eines Ortes, diese dem Andenken der Verstorbenen gewidmeten Tage zu begehen, bald ihre Geschäfte unterbrechen, bald ihre Bequemlichkeit nicht achten, um sich bey uns eine Stunde lang mittelmäßig unterhalten zu lassen. Diese, diese allein sind es, durch welche jene verdienten Männer geehrt werden; und unsre Schulanstalten geben nur Gelegenheit dazu, daß ihnen die Ehre kann erwiesen werden. Ferner, gesetzt daß auch diese

Art unsre Wohlthäter zu ehren, noch so wenig sagen wolle; so wird doch ihr Andenken dadurch erneuert und erhalten, da andrer, welche darauf wohl noch gerechtern Anspruch machen könnten, weniger oder gar nicht gedacht wird. So hat sich um unsre Stadt weiland der seel. Herr Bürgermeister **Christian Sigismund Horn** durch ein so ansehnliches Vermächtniß verdient gemacht, daß seine patriotische Großmuth nicht bloß in der Geschichte von Freyberg, sondern selbst in der Geschichte unsers Landes und der Nation eine rühmliche Stelle verdiente; und doch ist dieses Mannes Tugend noch nicht mit dem lauten und feyerlichen Lobe beehrt worden, das sie vor allen andern fordern konnte. Und in dem Falle befinden sich die meisten, die zum gemeinen Besten freygebig gewesen sind. Hingegen einige Wohlthäter der Studierenden haben hierinne einen Vorzug, der wenigstens dadurch, daß er ihnen allein eigen ist, etwas sagen will; und dasjenige, was an sich, noch so unerheblich wäre, wird doch durch die Seltenheit wichtiger. Also in Betrachtung dieser Umstände, sollte ich doch meynen, es wollte etwas sagen, nach seinem Tode auch nur auf solche Weise geehrt zu werden: und wenn wir diejenigen eben nicht sind, deren Name einmal ganze Länder erfüllen und durch die Geschichte verewigt werden möchte; so könnte uns die Vorstellung, daß unser Andenken an dem Orte, wo wir lebten, und auf solche Weise, vor der gänzlichen Vergessenheit bewahret würde, sehr reizend seyn.

Und das ist es, was ich recht sehr wünschte. Vielleicht fände diese Großmuth mehrere Nachfolger, deren ich, so weit ich mich zurück entsinnen kann, nur zween erlebt habe, nämlich den berühmten Herrn D. **Quellmalz** in **Leipzig**, der sich nicht nur gegen das Armuth überhaupt, sondern auch gegen dürftige Studierende freygebig erwiesen hat, und letztlich den seeligen Herrn **Johann George Steinert**, Kaufmann allhier, dessen milde Stiftung zum Besten armer Kinder, die in der Schule unsrer Vorstadt unterwiesen werden, hier billig mit Ruhm erwähnt zu werden verdient. Aber ob wir in den nächsten dreyßig Jahren ein gleiches erleben werden? — Was geschehen wird, kann Niemand vorher sagen, aber über dasjenige, was in dem Falle zu wünschen wäre, will ich itzo meine Gedanken zu eröffnen wagen.

Vielleicht würde ich damit noch angestanden haben, da es Leute giebt, die nicht sowohl darauf sehen, **was**, sondern nur **von wem** es gesagt wird, und die, wenn sie mir auch davon zu sprechen erlauben, es doch übel nehmen möchten, daß ich die Materie auf die Bahn bringe. Aber eine Abhandlung des Herrn **Prof. Büsch** in Hamburg, **über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unsrer Zeit**, die man in dem Hannoverischen Magazin v. J. 1774. im 31. 32. und 33sten Stück finden kann, (und von der ich wohl wünschte, daß sie besonders abgedruckt, und von Studierenden sowohl, als auch einigen andern wohl beherziget würde) diese sage ich, bestimmte mich, das bey der ersten Gelegenheit zu thun. Hier fand ich, daß die itzt nicht mehr so als sonst hinlängliche Unterstützung der Studierenden durch Stipendien, als eine

Haupt-

Haupturſache dieſes Verfalls angegeben ward, ich fand den Wunſch geäußert, daß man auf die Erhaltung und Vermehrung der dazu dienlichen Anſtalten vorzüglich bedacht ſeyn möchte. Durch dieſes Mannes Anſehen ſah ich mich einigermaßen bedeckt, zumal da es ein ſolcher Gelehrter iſt, der hauptſächlich diejenigen Wiſſenſchaften treibt und lehret, welche zur Aufnahme, ſowohl der Staats- als Privat-Oekonomie dienen, und der deswegen über dieſe Frage mit mehrern Beyfall gehört zu werden hoffen kann, als eine ganze Univerſität. Ich will die hieher gehörige Stelle einrücken.

— — „Kurz, es iſt kein Wunder, wenn die größte Zahl der Gelehrten, „auch bey einer guten Haushaltung ſchon in Schulden geräth, ehe ihr eigent„licher Brodverdienſt angeht.

„IV. Dieß wird nun zu unſern Zeiten dadurch noch viel ſchlimmer, daß „der Unterhalt des ſtudierenden Jünglings und die Koſten ſeiner Vorbereitung „mit den ſteigenden Preiſen der Dinge ſich ſo ſehr vertheuren, ohne daß das „Glück, nach welchem er ringt, größer würde, und ihm beßre Ausſichten zur „Erhohlung ſeines Schadens anböte. Der Theolog muß, wie ſein Vater, ſich „mit einer Pfarre von 3 bis 400 Thaler im dreyßigſten Jahre ſeines Alters „glücklich ſchätzen. Der Juriſt muß ſeine Gebühren noch immer in den mehr„ſten deutſchen Staaten nach alten Advocaturordnungen anſetzen; und der Me„dicus mag immerhin ſeine Viſiten auf ſeiner Rechnung aufzählen, und die „Bezahlung dafür als ein dienſtwilliger Diener ſeiner Kranken, in Dero Be„lieben ſtellen, ſo wird er, zumal als ein Anfänger, mit der alten Gebühr für „jedem Beſuch, in dem theuren Hamburg mit zwölf Schillingen, ſich zu„frieden ſtellen müſſen. Und allen hat doch ihr Studieren wenigſtens um die „Hälfte mehr, als ihren Vätern gekoſtet. Machten ihre Väter Schulden, ſo „waren ſie theils geringer, theils bey einer wohlfeilern Lebensart und gleichem „Verdienſt leichter abzutragen. Aber uns, ihre armen Nachkömmlinge, wenn wir „nicht aus vollem Beutel ſtudieren, verfolgen die Nachwehen unſrer academi„ſchen Vorbereitung bis ins ſpäte Alter. Sie koſtete uns mehr, unſre Ein„künfte ſind ſelten größer als die ihrigen, und das, was wir gern davon erübri„gen wollten, verſchlingt die geldfreſſende Lebensart unſrer Zeiten. In jenen „wohlfeilern Zeiten, ward doch die Glücksbahn eines Gelehrten für ſo ſchwer „und koſtbar angeſehen, daß ſo mancher ſterbende gute Chriſt ſeinen Nachlaß „nicht beſſer anzuwenden glaubte, als wenn er einen Theil deſſelben zur Unter„ſtützung junger Gelehrten beſtimmte. Wer wenig vermachen konnte, ſetzte „doch gern eine feſte Zinſe von einigen Thalern zu einem Stipendio für ſtudie„rende Theologen feſt, damit die Kirche in Zukunft nicht Noth leiden möchte. „Reichere Sterbende dachten auf die künftigen Gelehrten in ihrer Familie hin„aus, und ſetzten große Familienſtipendien ein. Dies aber ſcheint jetzt ganz „aus der Mode gekommen zu ſeyn, oder wenigſtens in dem Maaße ſeltner zu

werden,

„werden, wie die Nothwendigkeit einer solchen Unterstützung des jungen Ge-
„lehrten zunimmt. Wie das zugehe, weiß ich nicht. Kömmt denn kein Ge-
„lehrter mehr zum Sterbebette eines unbeerbten Reichen, der zu Vermächt-
„nissen Lust hat, oder sind die Gelehrten alle, wenn sie sich in diesem Falle befin-
„den, unsers gemeinen Besten so wenig eingedenk, daß sie nicht ein Vermächt-
„niß dieser Art heraus zu bringen suchen? Doch ich will eines Grundes erwäh-
„nen, der mir jetzt eben einfällt. Sehr viele dieser Vermächtnisse und zum
„Theil die ansehnlichsten sind von sterbenden Gelehrten in vorigen Zeiten ge-
„macht, die aus eigener Erfahrung wußten, wie viel Hülfe ein junger Stu-
„dierender nöthig hatte, selbst alsdann, wann er nicht ganz von eignen Mitteln
„entblößt ist. Aber wie selten stirbt jetzt ein Gelehrter in solchen Umständen,
„daß er an Vermächtnisse denken könnte?„

Kühnlich kann ich jeden Leser fragen, ob in dieser Vorstellung der Sache etwas unrichtig oder übertrieben sey? und ihn ohne Furcht auffordern, es anzuzeigen. So bald wir aber auf das kommen, was die nothwendige Folge daraus ist; da erhebt sich gewiß Widerspruch auf allen Seiten. Wenn das Angeführte seine Richtigkeit hat; — und den will ich sehen, der es mit Grunde leugnen kann; — so sollte man freylich auf die Vermehrung solcher Anstalten bedacht seyn; so ist es itzo mehr als jemals zu bedauren, daß diese Art der gemeinnützigen Freygebigkeit ganz ins Vergessen kömmt. Aber so richtig der Schluß ist, so wenige werden sich finden, die ihn nur allgemein zugestünden, geschweige denn in der mindesten Anwendung auf sich selbst. Auch die Billigsten werden, wie ich fürchte, sagen; „Das ist alles ganz gut, aber —„ Nun, was denn aber? „aber das ist bey itzigen Zeiten unmöglich. Man hat genug für sich und die „Seinigen zu sorgen. Wenigstens sehe ich nicht, wie das eben von mir könne „verlangt werden. Wollte man auch etwas für das öffentliche Beste thun, so „könnte man sein Geld besser anlegen, als auf eine solche Weise, wo es entwe-
„der unsrer Absicht gar nicht gemäß, oder doch sehr schlecht angewendet wird.„ Wem sollte nicht bange werden darauf zu antworten? Unterdessen wollen wir wenigstens einen Versuch machen. Ich will die Mühe, und noch etwas Schlimmres nicht achten, und diese Einwürfe näher untersuchen. Vielleicht lassen sie sich heben, und selbst dem gefährlichsten darunter möchte durch einen nicht unthunlichen Vorschlag noch zu begegnen seyn. Um aber das Unangenehme dieser Materie einigermaßen zu mildern, will ich den gewöhnlichen Ton der Abhandlung verlassen, dagegen eine sehr alte, und selbst bey den tiefsinnigsten Untersuchungen ehedem gebräuchliche Art des Vortrags annehmen, und das übrige in ein Gespräch einkleiden. Gesetzt also, ich wäre mit einem wackern Mann in Gesellschaft gewesen, der das obenerwähnte Wochenblatt zum Lesen gehabt hätte. Wir wären eben die angeführte Stelle durchgegangen, und dabey könnte denn folgende Unterredung vorgefallen seyn,

Ja

Ja ja, sagte Er, der Mann schreibt nicht übel, mag auch in der Hauptsache, so viel ich davon verstehe, nicht unrecht haben, aber bey wem wird das helfen?

Ich. Bey denen, sollte ich denken, die das Vermögen haben Gutes zu thun, und es wohl öfterer thäten, wenn sie es mit vorzüglichem Nutzen zu thun wüßten.

Er. Und wo wollen Sie die finden? Ich muß mich über Sie wundern. Für die Zeiten in denen Sie leben, hängt Ihnen doch noch manches aus der alten Welt an. Hören Sie, die Leute, wo sich beydes zusammen findet, Gutes thun können und wollen, sind ausgestorben.

Ich. So habe ich sonst auch gedacht, jetzo aber — —

Er. Denken Sie doch nicht anders?

Ich. Um ein großes. Ich hatte sonst zu der Gutthätigkeit unsrer Zeiten kein besseres Zutrauen, zumal wenn sie das allgemeine Beste und nicht nähere, sie mehr interessirende Gegenstände beträfe. Allein wie ich nun sehe, that ich der Welt viel Unrecht.

Er. Darf ich fragen seit wenn?

Ich. Seit den letzten unglücklichen Jahren der Theurung. Die damals bewiesene Mildthätigkeit hätte ich, das gesteh ich nochmals, nicht erwartet. Aber ich sah mich mit Vergnügen beschämt. Ich bat meine Zeitgenossen im Herzen um Vergebung, ich fieng an zu hoffen, diese Quelle könnte sich auch wohl auf andre Veranlassung ergießen, wenn gleich nach Maßgebung der Umstände nicht immer so reichlich.

Er. Ja das ist wohl so etwas, aber ich weiß nicht, es ist so allgemein, so unbestimmt. Gehen Sie nur ins detail, nehmen Sie die Leute einen nach den andern durch, und sagen Sie mir wieder, ob Ihre Hoffnung sich nicht merklich vermindert, oder wohl gar verschwindet.

Ich. Es käme auf eine Probe an. Gesetzt ich wendete mich mit meinem patriotischen Vorschlage an Sie. Bey Ihren Umständen — —

Er. An mich? das kann wohl nicht ihr Ernst seyn. Wie käme ich denn zu der Ehre?

Ich. Sonst fragen die Leute eben nicht, wie sie zu der oder jener Ehre kommen, so gut es auch manchem wäre, daß er die Frage wenigstens sich selbst vorlegte. Und wenn Sie selber sonst so gefragt hätten, so würde das allenfalls eine bescheidne Verwunderung, aber nicht, wie jetzo, eine abschlägige Antwort anzeigen. Ich dächte aber, Sie sollten mir es Dank wissen, daß ich Ihnen einen Weg zeigte, auf lange Zeit Gutes zu thun, und Ehre davon zu haben, ohne daß es Ihnen sonderlich viel kostete.

Er. Nicht viel kostete? Herr, wo denken Sie hin? Ein Stipendium von 30. Thlr. zu stiften, und wenn es Ihrem Verfasser da nachgehet, wohl von 60. 80. Thlr. das soll nicht sonderlich viel kosten? Wissen Sie wohl, daß hundert Thlr. nur 5. p. cent jährlich thun? daß ein Stipendium von 30. Thlr. 600. Thlr. Capital macht, und dieses noch nicht genug ist? Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich sonst nicht wüßte, daß Sie unter die Gelehrten gehören, so sähe ich es schon daraus, daß Sie den Werth des Geldes nicht besser kennen. Mit 1000. Thlr. Aufwand! da sprechen Sie, ohne sonderliche Kosten.

Ich. Da das Compliment alle Gelehrten angeht, so mögen es auch alle beantworten. Nur in Ansehung meiner erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie sich irren. Ich kenne den Werth des Geldes sehr wohl, ich bin gar sehr darwider, wenn iemand mit

Gelde

Gelde leichtsinnig umgehet. Ich halte den für unglücklich, der den Werth des Geldes nicht zu schätzen weiß. Aber man schätzt ihn nicht immer nach einerley Regel.

Er. Das möchte ich hören. Das Geld ist zwar seit langen Jahren mein Hauptstudium gewesen, und das, dächte ich, sollte ich aus dem Grunde verstehen. Dem ungeachtet — —

Ich. Wir möchten zu weit von der Hauptsache abkommen. Ich will nur so viel anführen, davon Sie in unzähligen Fällen die Anwendung machen können. Wer sich zu einer Ausgabe entschließt, vergleicht, wenn er vernünftig handelt, den Werth des Geldes, mit dem Werthe dessen, was er dafür erhält.

Er. Freylich, und wer es nicht thut — —

Ich. Nun geben Sie doch nur Achtung, ob Sie nicht in tausend Fällen finden werden, daß der Werth des erhaltenen, dem Werthe des aufgewandten Geldes gar nicht gleich ist?

Er. Leider mehr als zu oft! Unsre Zeiten — —

Ich. Nichts von Zeiten in dem Tone. Wir verirren uns sonst. — Und doch macht man solche Ausgaben ohne Bedenken, dem Ruhme eines guten Wirthes unbeschadet. Dort haben also etliche Thaler und mehr in unsern Augen fast keinen Werth. Hingegen, wenn man zu nützlichern, edlern Absichten, wie in dem gegenwärtigen Falle, etwas verwenden soll, da sind einige Thaler ein ganzes Capital.

Er. Was wollen Sie mit einigen Thalern? Entweder Sie müssen kein Gedächtniß haben, oder glauben, daß ich keines hätte. Soll ich Ihnen noch einmal vorrechnen, wie viel hundert Thaler dazu erfordert werden?

Ich. Die Mühe haben Sie nicht nöthig, da ich das ohnedem ohne ihre Ausrechnung weiß. Dem ungeachtet sagte ich jetzt wohlbedächtig, einige Thaler.

Er. Noch begreife ich nicht, wo das hinaus will.

Ich. Hoffentlich werden Sie dieses bald begreifen können. Ich bin versichert, Sie sollen am Ende keinen Widerspruch mehr darinnen finden. Jetzo aber will ich sogar Ihren Satz annehmen. Was kostete es Ihnen denn, wenn Sie etliche hundert Thaler zu Stiftung eines Stipendii legirten?

Er. Wie ich sehe, muß man viel Geduld mit Ihnen haben. Ich soll etliche 100. Thlr. legiren, und das soll mich nichts kosten!

Ich. Haben Sie immer mit mir Geduld, wenigstens um meiner guten Absicht willen. Und am Ende, denke ich, wird es Sie nicht gereuen. Kostet Sie denn eine Sache etwas, die Sie mit demjenigen erkaufen, was für Sie keinen Werth hat?

Er. Nein, das ist so gut als gefunden.

Ich. Und was Sie nicht mehr brauchen können, hat das noch einen Werth für Sie? Gewiß nicht. Und das Geld können Sie nach Ihrem Tode nicht gebrauchen.

Er. Ja wenn Sie es so nehmen, haben Sie freylich recht. Aber wenn ich es nicht brauchen kann, so sind andre Leute da. Wer nicht Kinder hat, hat doch Anverwandte oder wenigstens gute Freunde, denen er damit besser aushelfen kann.

Ich. Sie verstehen mich doch hoffentlich so, daß nicht von der ganzen Verlassenschaft, nicht von der Hälfte, dem Viertel, nicht von dem zehnten, sondern von einem noch kleinern Theile die Rede ist? Gesetzt nun, Sie vermachten guten Freunden, die eine

Besserung

Besserung ihrer Umstände brauchten, und auch verdienten, ihr Vermögen bis auf diesen kleinen Theil. Würden diese bey der großen Wohlthat, die Sie ihnen erwiesen, scheel dazu sehen können, daß etwas weniges davon abgehe, um weit mehrern Dürftigen, die es auch verdienen — —

Er. Selten genug!

Ich. Wenn ich bitten darf, unterbrechen Sie mich jetzo nicht. Wir kommen mit Ihrer Erlaubniß so noch auf den Punct — um diesen auch Güte zu erzeigen? Diejenigen, die so dächten, wären gewiß der Ihrigen nicht werth. Gesetzt aber, es wären Verwandte oder sogar Kinder, die von Ihnen erbten, ich will sie jetzt zusammen nehmen, so könnten auch diese sich nicht sehr über Abbruch beklagen. Ich setze voraus, daß Sie immer noch das Verhältniß zwischen Legat und Vermögen vor Augen haben. Was will das im Grunde sagen, wenn ein Erbtheil um ein 20theil größer oder kleiner ist? Wenn es der Erblasser für sich selbst gebraucht, und dadurch die Masse vermindert hätte; nicht wahr, da hätte sich kein Mensch zu beschweren? Gut, auch auf diese Weise gebrauchen Sie es für sich.

Er. Sind das nicht Widersprüche, immer einer ärger als der andere! Erst haben Sie mir bewiesen, daß ich nach meinem Tode kein Geld gebrauchen könnte, und nun behaupten Sie, ich könnte von diesem Gebrauch machen.

Ich. Ich dächte nicht, daß ich mir widerspräche. Ich sage ja nicht, daß Sie es nach dem Tode gebrauchen würden. Nein, noch bey Ihrem Leben. Oder heißt das nicht sein Vermögen gebrauchen, wenn man es zu der Absicht zum Theil verwendet, zu welcher es uns GOtt anvertrauet hat? heißt das nicht sein Vermögen für sich selbst gebrauchen, wenn man sich durch Anwendung desselben an jenem Tage — —

Er. Sehr wohl, sagen Sie nichts mehr. Ich wäre kein Christ, wenn ich das nicht glaubte. Dagegen aber werden Sie mir doch das zugestehen, daß eben an diesen guten Werken die Unsrigen den ersten und gerechtesten Anspruch haben.

Ich. Den ersten, ja das gebe ich zu. Aber auch den einzigen? So enge ist Ihr Herz nicht, daß Sie das behaupten sollten. Man kann beyde Pflichten erfüllen; doch davon ist schon gesprochen worden. Wie aber, wenn ich Ihnen zeigte, daß dieses Geld für die Ihrigen nicht ganz verlohren wäre?

Er. Sie meynen wohl, daß Kinder aus meiner Familie selbst künftig daran Theil haben könnten?

Ich. Das eben nicht, wiewohl es gut ist, daß Sie mir darauf helfen. Denn der Umstand ist würklich nicht aus der Acht zu lassen. Eine solche Vorsorge für die Seinigen kann auch ihren Nutzen haben. Wenn ich das Steigen und Fallen der Familien betrachte, so habe ich immer die Familienstipendien als ein gutes Mittel angesehen, den etwas heruntergekommenen Urenkeln wieder aufzuhelfen. Und gerade diese Aussicht stellten sich die Stifter derselben vor. Sie als wohlhabende Leute müssen doch gedacht haben, es wäre möglich, daß das Vermögen, welches sie den Kindern hinterließen, nicht immer unvermindert, oder in gleichem Grade vermehrt auf Kindeskinder und so weiter käme, sonst würden sie nicht für eine Unterstützung gesorgt haben, die wohlhabende nicht bedürfen. Und lehrt nicht die Erfahrung, daß sie Recht hatten? Nennen Sie mir doch unter den wohlhabenden Leuten, die Sie kennen, viele, welche von Großältern her in guten Umständen sind. Diesen Umstand möchten die Reichen wohl zu Herzen nehmen, welche denken, wenn sie den Ihrigen nur viel hinterlassen, so könnte es ihnen, bis in das, wer weis wie vielte, Glied nicht fehlen. Doch wie gesagt, den Nutzen hatte ich nicht in Gedanken, sondern einen solchen, an dem die Nachkommen des Testators Antheil haben, wenn gleich kein einziger Sohn aus der Familie studiert.

Er. Nun das gestehe ich. Lassen Sie mich doch hören.

Ich. Mit Vergnügen auf meiner Seite. Aber vergessen Sie nicht, daß ich nur sagte, das Geld wäre in diesem Falle für die Nachkommen nicht ganz verlohren: daß ich nur von einigem Antheile an dem Nutzen rede. Sie werden mir zugeben, daß bey der Verfassung der menschlichen Gesellschaft das Wohl des Ganzen nicht vermehrt werden kann, ohne daß auch die Theile den Vortheil davon empfinden.

Er. Warten Sie doch ein wenig. Wie Sie da anfangen zu reden, heißt das nicht bey Ihnen philosophiren? Damit gebe ich mich nicht ab. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, in dem Tone, wie unser einer spricht, sonst möchten Sie sich vergeblich bemühen. — Ganze und Theile, die kenne ich nicht, außer wenn ich mit Brüchen rechne.

Ich. Ich danke Ihnen für die Erinnerung, die Leute von unserm Metier gar oft nöthig haben. Also, ohne so weit auszuhohlen, das räumen Sie mir doch ein, daß wir bey unsrer Einrichtung gute Gelehrte brauchen, ferner, daß der Ort, das Land glücklicher ist, dem es an braven Männern von der Art nicht fehlt, als dasjenige, welches sich bloß mit Stümpern behelfen muß?

Er. Das, däucht mich, könne ich ohne Bedenken zugeben.

Ich. Wenn wir also dazu etwas beytragen, daß junge Leute mehr in Stand gesetzt werden, sich zum Besten der Welt in gelehrten Bedienungen vorzubereiten, haben wir nicht dadurch unsers Orts auch auf diese Weise das Beste der Nachwelt zu befördern gesucht? Die Ursachen und Würkungen hängen in der Welt oft wunderbar zusammen. Aber ich soll nicht philosophiren, wie Sie es nennen. Wenn man nun durch so eine Wohlthat etwas dazu beyträgt, daß ein geschickter Geistlicher, Rechtsgelehrter, Arzt und dergleichen, mehr, gezogen, oder ein andrer in den Stand gesetzt wird, noch mehr Geschicklichkeit zu erlangen, als außerdem, sollten dabey unsere Nachkommen nicht gewinnen? Die paar Thaler mehr würden sie im 3ten und 4ten Gliede nicht viel glücklicher gemacht haben, hingegen der Mann, der sie erbaut, der ihr Vermögen vertheidigt, der nächst GOtt ihr Leben rettet —

Er. Aber Sie thun ja, als ob kein Mensch mehr studieren würde, wenn man nicht neue Stipendia stiftete.

Ich. Nein, so weit gehe ich nicht. Aber das behaupte ich, daß immer wenigere recht studieren werden, wenn sich nicht neue Unterstützung findet, weil das Studieren immer mehr kostet.

Er. Freylich kostet es mehr. Aber woher kömmt es? Wenn die jungen Leute nicht wie große Herren leben wollten.

Ich. Ich weiß das sehr wohl, und bin damit gar nicht zufrieden. Aber so viel das thut, so ist es doch nicht alles. Auch den, welcher am sparsamsten lebt, und sich noch so sehr einschränkt, kostet jetzo sein Studieren mehr, wenn er etwas vorzügliches leisten will. Die Welt ist jetzo in dem Stücke ekler; in gutem Verstande genommen. Sie verlangt heutiges Tages mancherley Kenntnisse und Geschicklichkeit, an die sonst kaum gedacht wurde. Man muß also mehr als sonst lernen, aber das erfordert mehr Zeit, wenn man in allen Gattungen was rechtes lernen will. Da haben Sie schon eine Ursache, warum das Studieren itzt kostbarer ist, und deren könnte ich noch mehrere anführen. Folglich ist auch mehrere Unterstützung nöthig.

Er. Das ist endlich wohl wahr. Aber ich sehe nur nicht, wie ich und andere meines gleichen dazu kommen, daß wir eben dasjenige, was fehlt, ersetzen sollen.

Ich. Das heißt: Sie wissen nicht, wie Sie dazu kommen, etwas zur Beförderung einer Anstalt beyzutragen, welche da sie das gemeine Beste vermehrt, auch Ihnen Vortheile bringt. Aber das will Ihnen, wie ich sehe, nicht einleuchten. Sie haben sich gar zu sehr gewöhnt, nur das für Gewinn zu halten, was in Ihre Casse kommt; darüber lassen Sie dasjenige ganz aus der Acht, wovon man nicht sagen kann, wie viel es an Gelde einbringt. Ich muß Ihnen nur ein Gleichniß geben. Es ist mit dem Nutzen der Gelehrsamkeit

lehrsamkeit im Staate, wie mit dem Nutzen des Bergbaues. Hier denkt man, wer nicht Ausbeute bekömmt, verliert sein Geld beym Bergbau, und dort, wer nicht mit den Wissenschaften etwas verdient, würde das, was er auf ihre Beförderung wendet, nur wegwerfen.

Er. Wie das wieder auffällt. Wer Zeitlebens Zubuße giebt, ohne Ausbeute zu bekommen, hätte sein Geld nicht verlohren?

Ich. Wenn er in einer Gegend lebt, wo Bergbau getrieben wird, wenn er nach Verhältniß seines Vermögens dazu beyträgt, ist es nicht verlohren. Der Bergbau befördert die Nahrung, Volksmenge, den Umlauf des Geldes. Mancher, der 10. oder 20. Thlr. jährlich an Zubuße giebt, und der wohl denkt: das könnte ich ersparen, da ich nichts dafür bekomme, würde, wenn andere eben so dächten, und der Bergbau liegen bliebe, sehen, daß er 50. 100. und mehrere Thaler weniger einnähme. Was würde unser Gebürge ohne den Bergbau seyn? Wie viel schlechter würden diejenigen stehen, die eigentlich nicht davon leben! Stellen Sie sich vor, nur in unsrer Gegend blieben alle Zubußzechen, das heißt, mit der Zeit der ganze Bergbau, liegen. Wie würden wir die Abnahme der Nahrung fühlen! Im Ganzen sogar würde man es empfinden, daß weniger Silber ausgebracht würde, so gut als man es empfindet, wenn Fabriken einen Stoß leiden, oder der Handel mit Auswärtigen in einem beträchtlichen Artikel eingeschränkt wird. Sehen Sie, mit dem Flor der Wissenschaften ist es bey nahe so. Sie nützen auch dem, der nicht unmittelbar Nutzen davon zieht. Freylich ist oder scheint es kein Nutzen zu seyn, der sich nach baarem Gelde berechnen läßt. Aber es ist doch ein Nutzen, oft ein solcher, den man bisweilen gern mit schwerem Gelde erkaufte, wenn es nur möglich wäre.

Er. Ich sehe wohl, über den Nutzen überhaupt darf ich nicht länger mit Ihnen streiten. Aber wenn wir auf den wirklichen Nutzen kommen, so ist doch das Geld immer so gut, als zum Fenster hinaus geschmissen.

Ich. Sie sprechen da sehr hart. Doch auf harte Worte muß man sich nur gefaßt machen, wenn man die Leute zum Geben bereden will. Und von Ihnen bin ich versichert, daß Sie es nicht so böse meynen, ob ich Sie gleich nicht ganz verstehe.

Er. Warum würden Sie mich denn nicht verstehen? Sie stellen sich auch sehr treuherzig. Ich meyne, das Geld wird nur selten so angewendet, als der Absicht nach geschehen sollte.

Ich. Wem messen Sie denn die Schuld bey, denen die es austheilen, oder denen die es bekommen?

Er. Allen beyden. Wir haben Gestifte der Art genug, aber der Himmel weiß, wozu sie angewendet werden.

Ich. Wenn es nur der Himmel weiß, so können Sie und ich nicht darüber urtheilen.

Er. Spotten Sie nur nicht. Weiß man gleich nicht, wohin sie kommen, so weiß man doch, daß sie nicht dahin kommen, wohin sie gehören.

Ich. Das weiß man? gewiß und zuverläßig, oder ist es nur bloßer Verdacht? Denn Sie meynen doch so viel, daß mit der Verwaltung solcher Stiftungen nicht treu umgegangen, und sie oft zu andern, und wohl gar Privatnutzen verwandt würden. Darauf habe ich eben gewartet, denn der Vorwurf ist sehr gemein.

Er. Lehnen Sie ihn ab, wenn Sie können.

Ich. Ehe ich das zu thun nöthig habe, müssen Sie ihn erst bewiesen haben. Sonst gilt meine Hoffnung des Besten, soviel als Ihr Verdacht des Schlimmsten. Aber damit würden wir beyde nicht weit kommen. Wir müßten besondere Fälle anführen, und nicht nur jeder auf unserer Seite einen oder den andern. Nein, Sie z. E. müßten sagen können: In so viel Jahren sind so und so viel Stipendien zu vergeben gewesen, davon sind nur so viel würklich vergeben worden, die übrigen hat man sonst genutzt. Eben

so müßte ich bey der Vertheidigung verfahren. Da nun das nicht möglich ist, so dächte ich, wir hüben gegen einander auf.

Er. Da bleibt denn jeder auf seiner Meynung.

Ich. Das sähe ich nicht gern. Wenn ich gleich nicht im Stande bin, Sie so zu überzeugen, daß Sie Unrecht haben, wie ich es bin; so wünschte ich doch, und hoffe, Sie meiner Meynung näher zu bringen.

Er. Und wie wollten Sie das anfangen?

Ich. Erstlich würde ich Sie erinnern, daß es sehr leicht sey, von den Menschen schlimmer zu denken, als sie verdienen.

Er. Ja, wenn man die Welt nicht besser kennte, als etwan Sie. Halten Sie mir das zu Gute.

Ich. So lange Sie mich anhören wollen, halte ich Ihnen noch mehr zu Gute. Sie trauen mir nicht genug Kenntniß der Welt zu. Ich will Ihnen einräumen, daß Sie mehr Erfahrung gesammlet haben, als ich habe thun können. Aber vielleicht mache ich von meinen wenigen Erfahrungen richtigere Anwendung, als Sie von Ihren vielen.

Er. Davon möchte ich in unserm Falle die Probe sehen.

Ich. Das ist sehr leicht. Ich habe aus dem, was mir die Erfahrung in dem Stücke an die Hand giebt, die Folge gezogen, daß diejenigen, welche dergleichen Vorwürfe machen, wenn sie an jener Stelle wären, vor solchen auch nicht sicher seyn könnten.

Er. Warum nicht?

Ich. Sehen Sie nur, wenn ich diejenigen, die man hierinne tadelt, auf eine Seite stelle, und ihre Tadler auf die andere, so kann ich nicht sehen, daß jene um ein merkliches schlechter wären, als diese, oder diese um ein großes besser als jene. Beyde Theile sind sich vielmehr, so im Durchschnitte genommen, ziemlich gleich. Ich sehe nicht, was mir zu einer Partey mehr Vertrauen geben sollte, als zu der andern. Ich kann von beyden nur gleich gut denken. Soll man also die Vorwürfe glauben, die der einen Partey gemacht werden: so ist nichts natürlicher, als von der andern Partey, wenn sie sich in gleichem Falle befände, eben den Verdacht zu hegen. Wenigstens können sich diejenigen hier nicht über Unbilligkeit beschweren, die von dieser Denkungsart selbst das Exempel geben. Ueberlegen Sie das weiter, vielleicht hat es in mehrern Fällen seinen Nutzen. Itzo wollen wir einen andern Weg einschlagen. Unser Verfasser hat weiter unten den Einwurf nicht übergangen. Er gesteht ihn ein, ohne viel dagegen zu erinnern. Denn das thut nicht so viel zur Sache als Sie denken. Und wenn ich Ihnen auch so etwas einräumen müßte, so wollte ich meinen Satz doch noch behaupten.

Er. Das können Sie in Ewigkeit nicht.

Ich. Man kann nicht wissen. Also gesetzt, Ihr Einwurf wäre wahr. Aber merken Sie wohl: gesetzt, sage ich, daß Sie hernach nicht sprechen, ich hätte Ihnen das würklich eingeräumet. Gesetzt also, Ihr Einwurf wäre wahr, das heißt: dergleichen Gestifte giengen durch die Schuld derer, die sie verwalten, endlich ein; wiewohl Sie selber das nicht von allen sagen können, es auch erst nach ziemlich langer Zeit geschehen kann: so dürfte uns das nicht abhalten, für neue Gestifte zu sorgen, sondern es ist eine dringende Ursache mehr. — Werden Sie noch nicht unwillig. — Denn wenn es mit einigen, wie Sie behaupten, bisher so gegangen ist, so wird es in der Folge der Zeit mit den übrigen eben so ergehen, und am Ende ist alles eingegangen. Wenn man nun nach Ihrer Meynung dergleichen Gestiften keine beständige Dauer versprechen könnte, sondern nach und nach eines und das andere davon wegkäme: wäre es nicht vernünftig, durch allmähligen Zuschuß zu verhüten, daß nicht endlich alles aufgehört habe? Wenn es mit der Sache so ist, wie Sie und gar viele vorgeben, so wird es zu allen Zeiten so seyn, so geht es den Gestiften nicht besser, sie mögen kommen in was für

Hände

Hände sie wollen, und ich sage es noch einmal: so sind die Gestifte selbst in derer Händen, die diese Klagen führen, nicht sicherer. Man müßte also das als eine unvermeidliche Unvollkommenheit einer menschlichen Anstalt ansehen, und was man unmöglich verhindern könnte, auf andere Weise zu verbessern suchen.

Er. Aber sagen Sie mir, ob einem das nicht alle Lust benehmen muß, wenn man dergleichen Ausgang vorher sieht?

Ich. Das ist schon wieder zu viel gesagt. Man sieht das nicht vorher, man befürchtet es nur aus einem Verdachte, den wir, wenn man ihn in Ansehung unsrer äusserte, als die größte und unverdienteste Beleidigung ansehen würden. Unterdessen will ich auch itzt darauf nicht bestehen, gesetzt man sähe es vorher, so wäre das nicht Ursache genug, sich das irren zu lassen. Die Sache ist diese. Sie haben die Absicht, durch Ihre Freygebigkeit einen gewissen Nutzen zu stiften, und es kränkt Sie, daß der nicht ganz erreicht wird. Aber Sie müssen auch nicht zu viel fordern. Lassen Sie es seyn, daß der Nutzen nur eine gewisse Zeit dauert. Welchem menschlichen Werke können Sie denn eine Dauer vieler Jahrhunderte versprechen? Wenn auch Ihre argwöhnische Furcht noch so gegründet wäre, so würde doch lange Zeit hingehen, ehe sie einträfe. Für hundert Jahre und drüber wollte ich Ihnen selber gut sagen. Und damit lassen Sie uns immer zufrieden seyn, wenn wir für auf hundert Jahre nach unserm Tode Gutes thun können. Das ist für Geschöpfe von unsern Kräften, Ehre genug. Das ist mehr, als oft Könige bey aller ihrer Macht und Weisheit haben thun können. Denken Sie doch in dem Stücke nur so billig, als in manchen andern.

Er. Zum Exempel?

Ich. Gesetzt, Sie wollten für eines Ihrer Kinder ein Haus bauen. Wenn Sie einmal den Entschluß gefaßt hätten, würde Sie denn der Gedanke davon abhalten, daß das Haus nicht bis aufs zehnte Glied bestehen könne? Würden Sie denn denken: Aber es ist doch Schade, daß ein Haus nicht länger hält. Was hilft es, daß man baut, in hundert Jahren liegt alles über dem Haufen. Da man nicht fester bauen kann, mag es lieber bleiben. So denken Sie nicht. Sie sind zufrieden, wenn das Haus so lange steht, als man von einer Zusammensetzung von Holz, Stein und Kalk auf unserm Planeten fordern und erwarten kann.

Er. Das mag seyn. Aber wenn man sich auch darüber beruhigen wollte, was endlich aus solchen Gestiften wird, so geht doch, auch wenn sie Studierenden gegeben werden, immer noch viel Unrecht dabey vor. Die eine Hälfte hat sie bey ihren Umständen nicht nöthig, die andre, die sie nöthig hat, wendet sie nicht gut an.

Ich. Sie sind mit Ihrer Rechnung geschwind fertig. Es fragt sich nur, ob die Sätze richtig sind. Lassen Sie hier einmal meiner Erfahrung den Vorzug. Ich habe dergleichen Dinge mehr in der Nähe gesehen als Sie; ich habe auch mehr darauf Achtung gegeben. Denn da ich selber dergleichen Unterstützung nöthig hatte, so machte mich das natürlicher Weise auf die aufmerksam, welche mir glücklicher zu seyn schienen, als ich. Als nach der Zeit diese Ursache wegfiel, setzte ich meine Beobachtungen fort, denn die Aufmerksamkeit war einmal auf diesen Punct gerichtet worden. Und also fand ich denn, daß allerdings manches Stipendium dem gegeben wird, der es nicht so nöthig brauchte als ein anderer, manches bey einem Dürftigen übel angelegt ist, aber gewiß eben so viele und noch mehrere kommen an die rechten Leute, man mag sie nach dem Bedürfniß oder nach der davon gemachten Anwendung beurtheilen.

Er. Das ist nicht genug. Wenn Sie das von allen sagen könnten!

Ich. Das wünschte ich selbst. Aber ich sehe die Unmöglichkeit ein, und gebe mich darüber zufrieden. Mögen doch einige Stipendien so gut als verlohren seyn. Wenn gleich einige denen, die sie verdienten, von Unwürdigen weggenommen werden, ist doch der Schade für jene und für das gemeine Beste nicht so groß, als wenn sie aller und

jeder

jeder Gutthat entbehren müßten. Hier müssen wir wieder der Unvollkommenheit menschlicher Dinge etwas nachsehen, nur so viel, als wir für uns selbst Nachsicht fordern. Diejenigen, welche dergleichen Wohlthaten austheilen, sind Menschen wie wir, und nicht allwissend. Sie können also wider Willen sich in solchen Fällen irren. Sollte auch bisweilen ihre Wahl nicht nach der genauesten Schätzung der Verdienste ausfallen, so wollen wir, ohne davon groß Aufhebens zu machen, uns an ihre Stelle setzen. Würden wir wohl in dem Falle so genaue Untersuchungen anstellen können und wollen, als wir von ihnen verlangen? Würden wir uns in unsrer Wahl durch gar keine Nebenabsichten leiten lassen? Das können wir keiner versprechen. Wir irren uns so oft, wir handeln so oft, aus Gefälligkeit gegen andere, wider unsere eigenen Einsichten, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn wir es nur in dem einzigen Fall nicht thun sollten. Wie können wir nun verlangen, daß andrer Handlungen genauer nach der strengsten Regel von Recht und Unrecht abgemessen seyn sollen, als die unsrigen sind?

Er. Nun das muß ich gestehen, Ihre Sittenlehre ist sehr bequem. Wenn Sie ein Geistlicher wären, möchte sich mancher Sie zum Seelsorger wünschen.

Ich. Dabey würde sich mancher in seiner Meynung sehr betrogen finden. Es ist etwas ganz anders mit dem zu reden, der nicht allemal recht thut, und mit dem, der andrer Thun richtet. Strenge gegen sich selbst, und nachgebend gegen die Fehler anderer seyn; was finden Sie an der Sittenlehre zu tadeln? Sie werden mir es also nicht verargen, daß ich diese Nachsicht von Ihnen auch in Ansehung derer verlange, welche die Wohlthat nicht immer genau nach ihrem Entzwecke gebrauchen. Damit will ich sie gar nicht entschuldigen, sie handeln sehr unrecht, sie sind strafbar; aber wir wollen uns das nicht abhalten lassen, Gutes zu thun, daß nicht jede Güte recht angewendet wird, wir möchten sonst wider uns selbst reden.

Er. Wie soll ich das wieder verstehen?

Ich. Sehen Sie, wir sind alle des lieben GOttes Stipendiaten. Wer von uns aber, und wenn er der beste wäre, hat sich in dem Gebrauche seiner Güter gar nichts vorzuwerfen? wer kann sich rühmen, in der Anwendung derselben nie gefehlt zu haben? Wenn nun unser HErr GOtt auch so gesinnt wäre, ungefähr wie Sie, und dächte: Da habe ich den Menschen etliche tausend Jahre Gutes erwiesen; aber unter hunderten ist kaum einer, der das Gute recht anwendet. Sie wissen damit gar nicht umzugehen. Aber sie sollen auch von mir dafür nichts mehr haben. — Wie würde die Welt dabey zu rechte kommen? Aber zu unserm Glücke ist der liebe GOtt auf seine unendlichen Schätze von Guten nicht so stolz, als wir auf unsere armen Gaben. Hernach versteht er die Sache auch besser, und sieht, daß in einer unvollkommenen Welt manche gute Absicht fehl schlägt, manche Bemühung verlohren gehen muß, ehe eine erfüllet wird. Wollen wir weiser seyn als er? oder wollen wir, die wir selbst nicht ohne Schuld sind, andre strenger richten, als er uns richtet?

Er. Sie werden sehr ernsthaft. Das habe ich dafür, daß ich mich vorhin an Ihrer Sittenlehre vergriffen habe. Nun, ich will Ihnen alles zugeben, Ihr Rath wäre wohl gut und nützlich, aber das Unglück ist nur, daß er sich nicht ausführen läßt. Bedenken Sie nur, so ein Capital, so viel hundert Thaler, als dazu gehören — —

Ich. Da haben Sie Recht. Das könnte man unter tausend wohlhabenden Leuten kaum von einem verlangen. Aber so weit geht meine Forderung nicht. Sagte ich nicht gleich anfangs: die Unterstützung sollte Sie nicht viel kosten? redete ich nicht blos von einigen Thalern, das Ihnen so fremde vorkam?

Er. Ja ich besinne mich. Ich konnte das nicht begreifen, aber jetzo werden Sie sich wohl deutlicher erklären.

Ich. Wenn ich das nicht thäte, wäre alle Mühe, die ich mir gegeben habe, verlohren. Ich will Ihnen also einen Vorschlag mittheilen, von dem Sie nicht werden sagen können, ich muthete Jemanden zu viel zu. Diejenigen, welche gleich ganze Stipendien stiften können, sind höchst selten. Aber durch vereinigten Beytrag vieler Personen wäre das nicht unmöglich. Wer auf diese Weise freygebig seyn wollte, dürfte nur eine mäßige Summe zu der Absicht schenken. Das wäre noch kein Capital. Ein anderer thäte ein gleiches, der dritte, vierte folgte nach. So kämen endlich einige hundert Thaler zusammen. Die Vorsteher milder Gestifte würden sich nicht weigern, diese Beyträge unterdessen anzunehmen, und wenn auf diese Weise ein Capital gesammlet wäre, würde das erste neue Stipendium errichtet. Alsdenn sammlete man zu dem zweyten.

Er. Das würde aber sehr langsam hergehen.

Ich. Mag es doch. Besser spät als gar nicht. Werden wir außerdem eher etwas bekommen? Und wer weiß, ob es nicht in kürzerer Zeit möglich wäre? Die Kraft des Exempels vermag manchmal mehr als man denkt. Vielleicht käme diese Art der Gutthätigkeit gar in die Mode. Alsdenn wäre mir nicht bange.

Er. Das ist gewiß. Und über solche Moden wollte ich mich selbst nicht beschweren. Aber es wird niemand der erste seyn wollen.

Ich. Wie meynen Sie? der erste zu seyn, der eine, oft alberne Mode in der Kleidung an einem Orte einführt, dessen schämt man sich nicht? und der erste zu seyn, der ein gut Exempel gäbe, dessen wollten wir uns schämen?

Er. Sie werden schon wieder hitzig. Sagen Sie mir lieber, wie viel Sie ohngefähr dächten, daß man geben könnte.

Ich. Hierinne kann und soll niemanden etwas vorgeschrieben werden. So sehr freylich etwas ansehnliche Beyträge zu wünschen wären, so würde doch auch ein Geschenk von etlichen Thalern gewiß nicht zurückgewiesen oder verächtlich aufgenommen werden. Ueberhaupt jeder der sich hierinne milde erweisen wollte, dürfte nur nach seinem Vermögen und übrigen Umständen geben. Doch wollte ich nicht, daß dieß so verstanden würde, wie es gemeiniglich bey unserm Kirchengebete für die Armen geschieht. Wenn es dort heißt: nach ihrem Vermögen — — zu steuren unvergessen seyn: so denken die meisten, das sey eine Entschuldigung wenig zu geben, da es doch eigentlich eine Ermunterung reichlich zu geben seyn soll.

Er. Nun, der Vorschlag ist nicht uneben. Sie müßten ihn nur lassen bekannt werden.

Ich. Daran soll es nicht fehlen, und zwar könnte das nicht besser geschehen, als wenn ich unser ganzes Gespräch zu Papiere brächte, und bey Gelegenheit drucken ließe.

Er. Das itzige Gespräch? Das wäre mir doch bedenklich. Ich befürchte, darinne keine sonderliche Figur zu machen.

Ich. Seyn Sie deshalben außer Sorgen. Für Sie ist dabey nichts zu wagen. Sie würden allemal den größten Theil der Leser auf Ihrer Seite haben. Ich hingegen sehe den Tadel im voraus, der mich treffen würde. Das gelindeste würde noch seyn, daß man mir das Projectmachen Schuld gäbe. Nun ist das zwar ein gemeiner Fehler. Denn die meisten Menschen machen Jahr aus Jahr ein Projecte, und bringen selten eines zu Stande. Vielleicht aber ist derjenige allein weise, der bloß zu seinem eignen Besten projectirt, und derjenige ein Thor, der dadurch etwas zum gemeinen Nutzen beyzutragen sucht. Doch dem sey wie ihm wolle. Da man einmal getadelt wird, man mag es anfangen wie man will: so ist es noch am erträglichsten, sich um einer guten Absicht willen tadeln zu lassen.

So

So weit unser Gespräch. Nunmehr ist nur noch dasjenige übrig, welches die Veranlassuug dieses Aufsatzes gewesen ist. Es soll nämlich zum Andenken Herrn **Johann Christoph Richters**, weil. Königl. Pohln. Churfürstl. Sächs. Floßcommissarius, die für sein gestiftetes Stipendium gewöhnliche Rede gehalten werden. Zu dem Ende wird

Gotthelf David Radspiller,

aus Freyberg,

dessen Fleiß, Geschicklichkeit und gute Sitten ihn, so lange wir ihn kennen, des Lobes seiner Vorgesetzten, so wie itzo der Unterstützung seiner hohen Gönner würdig gemacht haben, in einer lateinischen Rede **von der zu wenig erkannten Größe des Cicero** handeln, und die ihm dießmal obliegende Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, zugleich aber sich bey seinem bevorstehenden Abschiede von unserer Schule zum geneigten Andenken gehorsamst empfehlen. Seinen Abzug wird

Ludwig Heinrich Babisch,

aus Leipzig,

mit guten Wünschen begleiten, und dabey in einer deutschen Rede zeigen, **daß bey der Wahl unserer Freunde, Leichtgläubigkeit so sehr als Mißtrauen zu vermeiden sey.**

Da diese Redeübung zur Ehre eines verdienstvollen Mannes angestellet ist, so dürfen wir hoffen, daß diejenigen, welche Verdienste zu schätzen wissen, und geehrt zu sehen wünschen, (und das sind diejenigen gewiß, welche selbst Verdienste besitzen) unsre gehorsamste Bitte so viel möglich statt finden lassen, und uns morgen zur gewöhnlichen Zeit Dero ansehnliche Gegenwart nicht versagen werden. Freyberg den 11. May 1775.

B.I.G. Farbkarte #13
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres

P.K. 5/5

II g 827

Von
Unterstützung der Studierenden
durch Stipendien.

X 2313040

Das Andenken
des
Richterischen Gestiftes
durch die gewöhnliche
Gedächtnißrede
zu erneuern,
zu deren Anhörung mit schuldiger Ergebenheit
einladet
M. Daniel Gotthold Joseph Hübler,
Conrector.

Freyberg,
mit Barthelischen Schriften.

BIBLIOTHECA PONICKAVIANA

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-134024-p0017-7